

Die Zeitungszeitung

Nr. 29

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Der Schatten.

Erzählung von Ernst Zahn.

1.

Das Neufstal aufwärts manöbriert ein Infanterieregiment. Auf der Landstraße hält der Stab eines Bataillons, der Major und sein Adjutant zu Pferde, eine Schar jüngerer Offiziere zu Fuß; hinter ihnen schlängelt sich die Reihe der Soldaten talabwärts.

„Leutnant Kemmer!“ befiehlt der Major; die Stimme schnarrt friegerisch. Der Genannte tritt vor, salutiert, steht stramm aufgerichtet; der Kommandant hat sich den stärksten aus der Schar ausgesucht; neben ihm sehen die anderen aus wie Weiden neben einem Eichenstamm. Der Leutnant Kemmer ist ein in die Uniform gesteckter Bauer.

„Sie sehen die Hütte dort höher am Berg jenseits der Neuf“, sagt der Major.

„Zu Befehl, Herr Major, die Juttschihütte“, gibt der andere zurück und schlägt die Absätze zusammen; in seinem Ton liegt etwas wie: da herum kannst Du mich fragen, was Du willst, das kenne ich wie meine Tasche.

„Nehmen Sie mit 10 Mann bei der Hütte Stellung. Weichen Sie nicht, bis sie abgerufen werden. Melden Sie, wenn auf der Straße sich auffälliges zeigt.“

Leutnant Kemmer stößt auf die Weisung seines Vorgesetzten wieder sein kurzes „Zu Befehl“ heraus, dreht sich um und eilt zu den Soldaten zurück. Kurz darauf marschiert er mit seiner Abteilung die Straße bergan, der ihm gewiesenen Hütte zu.

Der Tag ist heiß. Staub liegt auf der Landstraße, Staub klebt am Buschwerk und an den Gräsern, die aus den Matten in die Straße hängen. Der Wind hat in das graue Straßenmehl geblasen, nun ist es weit hinan in die grünen Lehnen gestreut. Der Leutnant und seine Untergebenen stampfen fürbass; anfangs ist ihre Haltung stramm, ihr Schritt regelmäßig, als jedoch eine Wendung der Straße sie den Blicken der Zurückgebliebenen für eine Weile entzieht, wird beides nach-

lässiger. Sie laufen dahin wie der Bauer über Heimboden läuft. So sind die Urväter im Hirtenhemd mit Morgenstern und Hellebarde schwerfällig über die Bergwege geschritten; die Nachkommen hat man in Uniformen gesteckt, hat sie

gedrillt, aber der Drill fällt alle Augenblicke ab wie schlecht zugeknöpftes Gewand; was zurück bleibt, ist der Bauer, wie er vor tausend Jahren schon im Lande sah. Der Leutnant Kemmer trägt den Säbel unterm Arm. Er dreht einmal das wetterharte, bleiche Gesicht kurz nach den ihm Folgenden zurück.

„Da hinüberhocken“, murrte er, „das kann kurzweilig werden! Die anderen steigen über den Frittneller Berg. Da können wir wie die Verlorenen inzwischen ins Leere gaffen.“ Damit blickt er wieder dem höher am Berge liegendem Ziele zu; sein Gang hat etwas Verdroffenes; an der knappen Uniform zeichnet sich das harte Muskelwerk seiner Arme und Beine; in dem stoßweisen Vorwärtsbewegen seines hochgewachsenen Körpers liegt etwas von der rohen Kraft eines ziehenden Stieres. Seine Worte haben den Soldaten die Zunge gelöst. Sie heben eine ungewohnte Unterhaltung an; eines und des anderen Rede gilt dem Offizier; der antwortet gar nicht oder nur mit einem Ja oder Nein. Indessen kommt der Wald, der bislang hoch oben die Mattenhalde gesäumt hat, an die Straße herabgestiegen. Wie zwei mit einer saulen Bewegung die Leiber dehnende Riesen treten die Berge diesseits und jenseits der Neuf näher zusammen. Zwischen ihnen in engem, fessigem Bett tief unter der Straße zischt der Fluß; der hat eine Verwandtschaft mit dem Wesen des Leutnants; er wirft sich an die Felsen mit roher Gewalt: „Durch will ich.“ Ueber der Straße und dem Wald und den Felsenzaden, die wie Ruinen gewaltiger Burgen aus dem Walde aufsteigen, steht der heiße blaue Himmel.

Die Schar der Soldaten stampft voran, über eine Brücke, dann steiler an. Ein Stück unterhalb der Stelle, wo die Straße sich in den Wald verliert, steht die Juttschihütte.

„Nicht einmal ein Wirtshaus ist in der Nähe“, murrte einer aus der



Venus von Milo.

Schar, die sich dem Holzbau nähert. Der Leutnant Kemmer läßt seine Augen über die Hütte und ihre Umgebung schweifen, helle, graue, tief-liegende Augen; von diesen, die kohlschwarze Wimpern und ebensolche Brauen haben, hat einer der Soldaten noch heute morgen das Bild gebraucht, daß sie wie Lichter seien, die im schwarz ausge schlagenen Hinz eines Trauerhauses brennen.

Der Leutnant jagt ein rauhes „Halt“. Seine Stimme ist von einer leisen Heiserkeit belegt, als hätte er sich überschrien. Die Soldaten stehen mit einem Ruck. Der Offizier schwingt sich auf die Matte hinauf, die an der Straße in einer von Grünwerk durchwühlten Mauer endet. An der hängenden Matte hin steigt er der braunen Hütte zu, die unsauber dasteht, wie ein ungewaschener Mensch. In ihrem Unterbau aus roh verputztem Mauerwerk liegt der Stall, seine Tür steht offen, ein schmiereriger, bepflasterter Vorplatz liegt daran. Ueber dem Stall steht das Holzstockwerk mit den Wohnräumen für die, denen die Zinshütte gehört. Das Holzwerk ist schwarz und rissig, unglaublich alt, an den niederen Stuben fehlen ein paar Scheiben; die noch da sind, sind blind, schwarz fast wie das Holzwerk selber. Der Leutnant Kemmer wirft einen flüchtigen Blick nach den Fenstern hinauf, an denen zwei Weiberköpfe sichtbar sind, ein alter und ein junger; dann geht er vorüber, biegt um die Hütte und steigt hinter ihr auf eine Bodenschwellung, von der ein unerwarteter Auszug ist. Zwischen den Waldtannen hindurch läßt sich weit hinauf die Straße ins Gebirge verfolgen. Ein paar herumliegende Felsbrocken sind wie Wälle für Wachtposten bereitet. Der Leutnant nickt unwillkürlich. Dann ruft er seine Leute und verteilt sie, hierhin, dorthin, einen Posten schiebt er bis an den Wald vor, einen anderen stellt er unter die Tannen, die dränend wie schwarze Wächter vom oberen Markensaum auf die Zinshütte niederschauen. Er selber mit vier Mann wirft sich hinter die Steine ins Gras. So hocken sie, und die Sonne brennt auf sie nieder.

Unten aus dem Stall ist ein Mensch getreten, mittelgroß, barfuß, die Füße von einer Schmutzkruste überzogen, in rauher, schwerer Hose, die ein Lederquart hält, und in schmutzgrauem Hemd. Er hat einen grauen Wollkopf, alte wetterbraune Züge und hellblaue Augen. Er späht nach den Soldaten hinauf, murmelt einen Fluch und etwas von „Gras zertreten“ in sich hinein und geht wieder an seine Stallarbeit zurück. Der Leutnant hat den geifernden Alten halb höhnisch, halb belustigt angesehen, jetzt schlägt er eine kurze, heißere Lache auf und sieht seine Soldaten an.

„Der Zureich-Baschi“, jagt einer von diesen. Ein anderer, junger, vorlauter fällt ein: „Dem sein Großvater ist der letzte gewesen im Land, den sie geköpft haben.“

„Ich weiß“, sagt der Leutnant mit gleichgültigem Achselheben.

„Seither haben sie den Gestank nicht mehr aus der Hütte gebracht“, wirft der erste grob ein.

„Sie haben sich auch keine Mühe gegeben“, jagt einer von denen, die bisher geschwiegen haben, faul daher, wie sich's in der Sonnenhitze redet.

„Wieso?“ Damit dreht sich der Leutnant ihm zu.

„Bah“, gibt der zuletzt gesprochen hat, der Fedier, zurück, der ein Kind der Gemeinde ist, zu der die Zinshütte gehört, „bah, dem Zureich sein Vater ist der größte Holzfrebler und Wilddieb gewesen talauf und talab; der da unten, der Baschi, hat's ihm nachgemacht! Ist es wahr oder nicht, Sepp?“ wendet er sich an den Kameraden, der das Gespräch angehoben hat. Dieser, ein blatternarbiger Mensch mit Triefaugen und wulstigen Lippen, nickt, gähnt und meint mit einer fetten Stimme: „Und seine Mädchen erst! die beiden ältesten sind

dienen gegangen. Die erste hat ihren Dienstherrn zu St. Felix bestohlen hinten und vorn, die zweite ist sonst nicht sauber, heimkommen darf keine mehr. Wir Steger verbitten uns derlei Volk.“

„Donnerschöne Mädchen sind sie gleichwohl alle“, plagt der Vorlaute, Junge, wieder dazwischen.

Der vierte Soldat, ein bartloser, hagerer Mensch, der im Bergland fremd ist, hat nichts dazu zu sagen. Er sieht, am Gang hockend, die Ellbogen aufs Knie gestützt, nach der Hütte hinunter; der Ausdruck seiner Züge ist gleichgültig; aber plötzlich springt Leben hinein; unwillkürlich neigt er sich vor. An der Hütte unten liegt ein morscher Holztrog, in den aus einer rostigen Eisenröhre das Wasser einer Quelle fällt. Zu dem Brunnen ist ein Mädchen getreten.

„Sm“, räuspert sich laut, damit die am Brunnen ihn hören soll, der, den der andere Sepp genannt hat; seine Augen glänzen. „Dem Baschi die Jüngste“, murmelt er nach dem Leutnant hinüber. Die Augen von allen fünf hängen an der am Brunnen stehenden Gestalt. Die steht wie ein schlanker junger Baum im Licht der Sonne.

„Ein Fressen wäre sie, die da“, sagt der Sepp, es klingt, als schlürfe er einen Ledertrank. Das Mädchen am Brunnen hat einen Eimer unter die Röhre gestellt; mit der linken Hand hält sie ihn leicht auf den Brunnen fest, die rechte stemmt sie in die Seite. Beide Arme sind nackt bis zum Ellbogen, sind rund, und ihre Haut, wie die des Halses, wo dieser aus dem gestickten, braunen Rock tritt, hat einen freundartigen Schmelz. Die Gestalt ist von großem Ebenmaß, das braune Haar des schlanken Kopfes, obwohl wild und nachlässig aufgesteckt, weich und schön.

„Sm“, räuspert sich der Sepp noch einmal. Die am Brunnen dreht sich um. Sie hat einen festen, feinen Mund, den ein halb höhnisches, halb allzufreies Lachen umspielt. Aus Augen, deren Pupillen so schwarz sind, daß sie wie zwei Kugeln im Weiß stehen, sendet sie einen herausfordernden Blick zu den Soldaten herauf.

Der Leutnant Marianus Kemmer richtet sich vom Gras auf, langsam; es soll keiner ihm ansehen, daß er Eile hat, mit der da drunten Bekanntschaft zu machen. Er dehnt und reckt sich, sein im Gegensatz zu dem starken Körper hageres, von schwarzen Bartstoppeln bedecktes Gesicht rötet sich leicht, in seinem Blick glimmt es; vielleicht aber ist es nur der heiße Schein der Sonne, der sich auch in Augen spiegeln kann. Langsam schnallt er den Säbel los und läßt ihn ins Gras klirren; einen Daumen in die Hosentasche gehängt, steigt er zu dem Mädchen hinab. Der Fedier stößt dem Sepp den Ellbogen in die Rippen; ihre Blicke kreuzen sich verständnisvoll und suchen Beifall in denen der anderen.

„Der geht sich die Zeit verkürzen“, sagt der, der bisher geschwiegen hat.

„Oho, der ist auf die Weiber, wie der Fuchs auf die Hühner“, raunt der Fedier.

„Kennst Du ihn so nah?“ fragt der Ortsfremde.

„Wer den nicht kannte hier herum!“ fährt der Fedier fort. „Von dem gehen ein paar Stücklein im Land. Wenn er nicht dem Rathsherrn seiner wäre zu Oberalpen, so möchte nicht immer alles glatt abgegangen sein.“

Der Jüngste wiegt den Kopf. „Ach bah, wild ist er, trinken kann er, und die Weiber hat er gern, das ist wahr, aber —“

„Angehen tut es ja keinen“, wirft der Ortsfremde ein, der ein ruhiger Mann ist und nicht gern über andere reden hört.

Der Leutnant steht indessen schon unten bei der Zureichtochter.

„Tag“, sagt er, „kennst mich noch?“ Er bohrt die Augen mit vertraulicher Dreistigkeit in die ihren.

„Ich bin auch schon da vorüber gekommen“, fährt er fort, als das Mädchen aufrecht und kühl dasteht und seine Worte so gleichgültig fallen hört wie das Wasser, das schon über den Rand ihres Eimers hinausläuft. Erst jetzt dreht sie sich ihm zu und sieht ihn an. Eine Erinnerung scheint in ihr aufzudämmern; verwundert forscht sie in seinem Gesicht und läßt dann den Blick halb in Starren, halb mit unverbohlenen Wohlgefallen über seine Uniform gehen. „Ja, seid Ihr nicht —“ fragt sie.

„Der Kemmer von Oberalpen“, hilft er nach, „flink, sechsmal bin ich schon mit Holz da vorbeigefahren.“

Das Zureichmädchen lächelt zum Bescheid; ihre Gedanken sind indessen auf der Wanderschaft. Sie vergegenwärtigt sich die Zeiten, da sie den Kemmer gesehen hat. Bei einer der Schwestern, die jetzt fort ist, ist er zweimal gestanden, dessen erinnert sie sich. Auch schon getan hat er jener! Und nachher ist die Rede von ihm gegangen, und daß er ein Reicher aus dem Oberland sei.

„Habt Ihr Dienst?“ fragt sie.

„Ja“, gibt er zurück und streicht mit zwei Fingern wohlgefällig den erst sprossenden, schwarzen Schnurrbart. „Vielleicht kann ich den ganzen Tag da um die Hütte herum hocken“, fügt er hinzu. Inzwischen nimmt das Mädchen den Eimer vom Brunnen und schiebt sich an, wegzugehen. Der Leutnant schießt einen blühtartigen Blick zu den Soldaten hinauf. Wenn er sich auf die richtige Seite stellt, verdeckt ihn die Hütte den Wassern. So tut er ein paar Schritte, packt am Eimerhenkel mit an und hilft dem Mädchen das Wasser bis zum Hause tragen. Dort stellt er den Eimer mit solcher Blödsinnigkeit zu Boden, daß auch das Mädchen nachgeben muß. Dann weiß er es einzurichten, daß er einen Blick zur Stalltür hinein zu tun vermag; der Zureich, der Vater, ist nicht mehr dort. „Du hast da auch ein langweiliges Hocken“, knüpft er das Gespräch mit dem Mädchen wieder an. „Halb aus der Welt! Bis zum Dorf kann einer laufen, gerade laufen kann einer.“

„Ja“, gibt sie zu, „einsam ist es schon; darum sind die Schwestern fortgegangen.“

Der Leutnant lehnt sich ans Haus, er hat ihre Hand zu erfassen gewußt, mit der er spielt. Er weiß, wie einer mit Weibern umgehen soll; sie gibt sich auch nicht die Mühe, die Hand frei zu bekommen.

„Wie heißest?“ fragt er wieder und zieht sie vertraulich zu sich heran. „Violanta“, gibt sie Bescheid und blickt ihn dabei mit Augen an, in denen Staunen und Neugier neben einer stolzer Zurückhaltung leuchten.

„Den Namen hörst sonst auch Landau, Landab nicht“, meint der Leutnant. Sie zuckt die Achseln. „Die Mutter hat für alle drei verrückte Namen ausgesucht“, jagt sie schroff.

Die Mutter, die sie nennt, steht in dem Augenblick oben an der baufälligen Treppe, die zur Hüttentür führt, und an deren Fuß der Leutnant und die Violanta noch immer verweilen. Ein zerlumptes Weib, hoch, hager, schmutzig, alt, in einem Rock, der die Spuren schweren Tragens, und mit einem Gesicht, da die Spuren schweren Lebens an sich hat. In den lederfarbigen, runzligen Gesicht stehen schwarz Brauen und schwarze Augen; die Violanta hat sie geerbt; aber in den Zügen der Alten heben sie nur das Herenhaft des Ausdrucks.

„Kommt bald mit dem Wasser?“ krächzt sie mit einer heiseren Stimme über die Treppe herab. Dabei grinst sie den Leutnant, der der Mädchens Hand noch immer hält, mit einer frechen, gemeinen Lache an. „Ihr könnt ja mit heraufkommen“, sagt sie zu ihm; selbst dem Kemmer, der kein Feiner und Wählerischer ist, efelt vor dem Weibe. Er wendet sich mit einer wegwerfenden Bewegung und geht davon, de-

Violanta einen langen Händedruck als Andenten zurücklassend. Dieser sind zwei rote Flecken auf die schüßerfarbenen Wangen geflogen. Sie steigt die Treppe hinauf und geht an der Mutter vorbei wie an einem Stück Holz. Es ist keine Liebe zwischen beiden.

2.

Der Tag vergeht. Oben in den Matten hocken die Soldaten, vergessen, verchlafen. Der Leutnant Menner steht wieder bei der Violanta. Den ganzen Tag ist er der nachgestrichen, feinetwegen hätte von der feindlichen Abteilung die Strafe herabkommen können, wer wollte. Der Menner kümmert sich den Teufel um Pflichten, wenn er seinem Vergnügen nachgeht; das hat er immer so gehalten! Drüben ist das Bataillon über den Fruttnecker Berg gestiegen; auch der Stab ist ihm nachgezogen.

„Mein vergessen haben sie uns,“ lacht der Redier oben an der Lehne.

Der Leutnant steht bei der Violanta an der Kapelle, die am Waldeingang oberhalb der Antschbüttle sich erhebt. Diesmal hat er das Mädchen für sich; keiner stört sie.

Zu der St. Matthiaskapelle kommen die Bauern wallfahrten, wenn sie Herzensnot haben. Die hohen Waldstämme beschatten den morschen, grauen Kapellenbau. Eine Mauer schließt den kleinen Vorraum gegen den Fluß hin ab, der in der Tiefe zischt.

Der Tag ist am Versinken. Die Sonne brennt nicht mehr, dennoch ist es heiß; es ist, als dehnten sich die Felsen und Steine atmend und stießen die Luft wieder aus, die sie tagsüber eingeatmet. Die Tannen stehen reglos; etwas Erhabenes liegt in der Totenstille, mit der sie ihre Wipfel über der Kapelle halten. Der Himmel ist fern, von absterbendem Blau, in dem es wie ein unbestimmtes Silberzucken kommender Sterne geht. Weitab und verloren wandern Töne wie von singenden Kinderstimmen, fast als zöge ein Kreuzzug kleiner Menschen über einen fernen Berg. Auf der Höhe im Westen von der Fruttnecker Kirche her läutet die Abendglocke. Der Wind verträgt die Töne dem höchsten Wald zu, nach den Firnen hinauf.

„Ist Dir der Tag nicht kürzer gewesen als sonst?“ fragt der Leutnant die Violanta. Diese zuckt die Achseln und setzt sich auf die Mauer ober der Wildbachtiefe. Der Menner steht zwei Schritte von ihr entfernt. Sein Blick schleicht mit einer versteckten Wier über die schönen Linien ihres Körpers. Aus der Violanta kann ein statliches Weib werden!

„Soll ich einmal wiederkommen?“ fragt er. Seine Stimme ist nicht mehr laut; sie ist wie der heiße Atem des Abends. Dabei hat er herantretend den Arm fest um die Gestalt des Mädchens gelegt. Dieses gibt auf seine Frage gleichgültig Bescheid: „Warum nicht? Wenn Ihr wollt!“ Aber dem Arm entwindet sie sich nicht, läßt es auch geschehen, daß er das Gesicht an das ihre drückt und sie küßt. Sie sieht dabei immer irgendwohin ins Leere; ihr Atem geht nicht rascher. Der Menner flüstert ihr heiße Worte zu und umspannt sie fester mit den Armen; er hat etwas in seiner Art, das einem Mädchen wohl den Kopf wirr machen kann. In diesem Augenblick kommen Hufschläge durch den Wald herab. Der Leutnant lauscht unwillkürlich. Es ist leicht zu unterscheiden, daß sich ein Reiter naht. Er läßt die Violanta sitzen und tritt in die Straße hinaus. Ein Adjutant sprengt auf der Bergstraße heran.

„Vorwärts, Herr Leutnant! In Fruttnecken ist Nachtquartier. Führen Sie ohne Zögern Ihre Leute dahin.“

Der Leutnant nimmt die Meldung in dienstlicher Haltung entgegen. Der Adjutant salutiert, wendet sein Pferd und sprengt seines Wegs zurück. Mit zwei Schritten ist Menner wieder bei dem Mädchen. Er packt ihren Arm mit einem zwingenden Griff. „Morgen ist Sonntag,“

seucht er hastig. „Da bin ich dienstfrei. Morgen abend komme ich, hörst? Läßest mich ein, hörst? In Deine Kammer, hörst?“

Sein Blick geht ganz nah in den ihren; dabei ist der seine wie ein flackerndes Feuer, der ihre verträumt, als wanderten ihre Gedanken weit ab. Er wartet ihre Antwort nicht ab, sondern wendet sich rasch und geht nach der Stütze hinab. Auch ohne weitere Worte bleibt der Violanta der aus seinem Gebaren sprechende Bescheid zurück: nein sagst Du mir doch nicht!

Das Mädchen erhebt sich nach einer Weile, sie dehnt die Arme leicht, streckt sich zu ihrer schlanken Höhe und schreitet bedächtig der Stütze zu. Auf der Straße vor dieser stehen die Soldaten, ein paar Scherze fliegen ihr an, als sie vorübergeht, der Leutnant streift sie mit einem lächelnden Augenblick, dann schallt seine rauhe Stimme laut und barsch: „Vorwärts marsch!“ Die kleine Schar zieht bergan und waldein.

Das Mädchen steigt über die Steintreppe in die Kapelle hinauf, lässig wendet sie den Kopf nach den Davonziehenden. Der Zureich, ihr Vater, tritt aus dem Stalle und neben sie. „So, kommst auch wieder einmal?“ sagt er. Die Violanta dreht sich wortlos von ihm ab und wendet sich der Stütze zu.

Einen Augenblick später hantiert sie oben in Stube und Küche, wo die Mutter sie mit Reifen empfangen hat. Stube und Küche in der Zureichwohnung sind widerlich verwahrloßt, wie anderswo kein Viehstall. In der Stube liegt eine Kotschicht auf dem tannenen Boden, eine Staubschicht über Fenstern, Stühlen und Gerät, eine Fettschicht auf der Platte des runden tannenen Tisches. Die Küche ist heiß, schwarz, dumpf, voll Rauch, der gute Mahmen zur Zureichin, die wie sie keifend darin steht, nur noch der Krallen und des Besens ermangelt, damit die Hexe vollständig ist.

Zu verwundern ist, daß die Violanta an sich selber so sauber ist. Dabei steht die Ruhe und Lässigkeit ihres Wesens sonderbar gegen die hastige, verfahrenere Art der verkommenen Alten ab. Eine Weile gehen die zwei Frauen hin und wider; die Violanta legt einmal auf den fetten Tisch in die Stube drei Löffel und stellt eine grüne Flasche dazu. Kurz darauf kommt der Zureich die Treppe heraufgestiegen; er trägt einen Schwall von Schweiß und Stallluft in die Stube hinein, tritt gleich an den Tisch, packt die Flasche und setzt sie an die Lippen. Erst nachdem er einen tüchtigen Zug getan hat, läßt er sich auf einem der Bretterstühle am Tische nieder. Die Zureichin trägt eine irdene Schüssel herein, mit einer unappetitlichen, dampfenden Brühe darin, mit schlurfenden Schritten — sie hat unförmige, zertretene Filzschuhe an den Füßen — geht sie zum Tisch und setzt die Schüssel nieder; weil sie diese krümm hält, läuft auf der einen Seite die Brühe aus und ihr über die Hand; da flucht sie, zieht die Hand zurück und reibt sie am eckigen Rock sauber. Dann hockt sie hin, ihrem Manne zur Seite. Jetzt kommt auch die Violanta herein, setzt sich zu den beiden, die schon mit dem Löffel in der Suppe sind, und die Abendmahlzeit hebt an. Sie sind eine häßliche Gruppe; der Zureich und sein Weib lehnen weit über den Tisch, sind mit den Wäulern halb in der Schüssel, und die Brühe läuft ihnen aus den Mundwinkeln; während sie hastig essen, ist etwas Tierisches in ihrer Art. Die Violanta ist langsamer, obwohl auch sie die schlanken Arme breit auf den Tisch gestützt hält; aber auch in ihrem Blicke glimmt das, was in den Augen der Alten leuchtet, eine Art Mißgunst, als könnte eines der anderen zu viel bekommen. Mit den Blicken milchschlürfender Katzen sehen sie einander an, reden auch nicht, höchstens, daß der Zureich einmal ein müßiges Wort durch die Zähne stößt, wenn er sich an einem besonders heißen Löffel die Zunge verbrennt. Allgemach wird die Schüssel leer, eins nach dem andern legt den Löffel weg

und fährt sich mit dem Arm über den Mund. Die Zureichin fängt an, von den Soldaten zu reden; die Violanta, die aufsteht und Schüssel und Löffel wegträgt, gibt hin und wieder einfüßige Antworten. Der Vatsch zieht einen Brief aus der Tasche, einen schmutzigen, zerknüllten Feven. „Die Justina hat geschrieben,“ sagt er. Dabei dreht er den Brief in den schweren, schwarzbraunen Händen und buchstabiert noch da und dort ein Wort. „Ein Paket schickt sie noch,“ erzählt er weiter, und ein widerlich vergnüglicher Ausdruck macht sich in seinen groben Zügen breit. Die Alte nimmt ihm den Brief aus der Hand und liest ihn mit einer unbäurischen Fertigkeit; das Leben hat sie in ihrer Jugend einmal nach einer großen Stadt verschlagen, wo sie neben vielem Schlimmen auch einiges Gute, so das Lesen, gelernt hat.

„Meiner schickt sie heim, die Justina,“ zählt sie aus dem Brief lesend auf, „einen Hut für Dich von ihrer Frau,“ erklärt sie nach der Violanta hinüber. Dann stockt sie und grinst. „Und einen Ring,“ fährt sie dann mit einem merkwürdigen Stichern, das wie das Ueberbrodeln einer in ihr lodenden Schadenfreude ist, weiter. „einen Ring, den sie gefunden hat, einen beim Eid ganz goldenen.“

Der Zureich, den manchmal doch die landesübliche Ehrlichkeit sticht, fährt trocken darob: „Die Frau, der Justina ihre, hat ihn verloren. Wenn sie sich nur nicht einmal die Finger verbrennt, das Mädchen.“

Die Zureichin zuckt leichtfertig und wortlos die edigen Achseln.

(Fortsetzung folgt.)

Der menschliche Körper in der Kunst.

Von Ernst Schur.

(Schluß.)

Das Studium der Natur, das Studium des Menschen vor allem, das Studium des nackten Menschen wurde die Hauptfache. Dadurch wurde die Empfindung für die formale Schönheit, für ästhetische Gesetze geschärft. Und so lernte man, trotzdem man in das Leben sich vertiefte und mannigfaltiger sich differenzierte, persönlicher wurde, die Fülle zu bändigen. Es gelang diesen Künstlern, ihr Leben, ihre Kultur (war doch diese südliche Kultur, wie in Griechenland durch sonniges Klima, reiche Natur begünstigt) in Kunst zu verwandeln. Und so ging mit dem Erwachen dieses neuen Geistes, der immer rückhaltloser von allen Gebieten Besitz nahm, ein Gefühl der Befreiung durch die Welt.

In der Plastik steht als überragender Künstler, ein Typus der ganzen Kultur, vor uns: Michelangelo (1475-1564). Er suchte diese neue Schönheit mit allen Sinnen. Bei ihm fühlen wir, daß er nicht nur der Erbe ist, sondern selbst ein Pfadfinder, ein neuer Gestalter. Der ungeheure Lebenswille dieser Renaissancekultur kommt in seinem Werk zum Ausdruck. Zugleich die formale Kraft, die Kraft der Bändigung, das künstlerisch-Schöpferische.

Dem hierin bestand ein Unterschied zwischen der Antike und der Renaissance. Die Antike suchte das Typische, Allgemeine. Die Renaissance suchte das Persönliche. Die Ausbildung des Individuums war der eigentliche Sinn der Bewegung. Damit entfernte sich die Renaissance von dem Ideal der Antike. Und das gibt sich in der Kunst sogleich zu erkennen. Die Renaissance stellte die Persönlichkeit in den Vordergrund und betrat damit die Schwelle der modernen Entwicklung. Die Plastik der Antike gibt den stehenden oder den ruhenden Körper. Jedenfalls immer den Körper in Ruhe. Auch Michelangelo folgt zuerst diesem Vorbild. Er lernt bei einem Bildhauer der die Antikensammlung der Medici beaufsichtigt und kam damit in nahe Berührung mit den Meisterwerken antiker Plastik. Er verfertigt Kopien nach



Rubens: Andromeda.

antiken Statuen, einen Apollo, einen schlafenden Amor. Und auch eine Reihe von Jugendwerken zeigt den Einfluß antiker Vorbilder. Aber man merkt schon, daß der Einfluß äußerlich ist, in der Wahl der Motive, innerlich faßt er seine Aufgabe eigen an. Er gibt nicht den Körper in Ruhe, er befeelt ihn. Er zeigt ihn in Handlung, als Willenskörper, kurz, er individualisiert ihn. Das ist ein ganz bestimmter Mensch, kein Typus. In der Figur eines Bacchus verkörperte er mit stammenswertem Realismus einen weinseligen Jüngling. In der Statue eines David, der seine Jugendperiode abschließt, gibt er einen Körper, der ganz angespannt ist, dessen Leben sich in jeder Muskel ausdrückt. Das Schlenderband ist gefaßt, der Gegner wird angeblickt. Der linke Fuß hebt sich ein wenig, um dem Wurf Kraft zu geben. Ein prachtvoller Körper ist in heroischer Nacktheit hingestellt. Die Formen sind genau durchgebildet, so daß ein Realismus zustande kommt, der über die Antike hinausgeht. Und doch ist all die Schönheit und Höheit darin, die die Antike anstrebte. Das Individuelle ist mit höchster Kraft gesteigert, ohne von seinem innersten Leben etwas einzubüßen.

Von gleicher, monumentaler Eindringlichkeit ist auch der „Moses“. Die sitzende Gestalt wendet sich nach links. Leidenschaftliche Erregung und Spannung kommt in der gewaltigen Zurückhaltung zum Ausdruck. Der Ausdruck des Jornes in dem zur Seite gerichteten Haupt, mit dem wilden Bart, der bewegten Rechten, während die Linke ruht, kommt elementar zur Wirkung. Mächtig sind die Körperformen.

Ebenso prachtvoll sprechen die massigen Glieder zweier „Sklaven“, die für ein Grabmal bestimmt waren. Immer stärker kommt in Michelangelo das Bestreben hoch, die Massen des Körpers als Empfindungsausdruck inneren Lebens sprechen zu lassen, und wenn man die vier ruhenden Figuren zu den Medicäergräbern

betrachtet, in denen sich Michelangelos Wollen und Stönnen konzentriert — sie sind als „Tageszeiten“ benannt: „Abend“ und „Morgen“, „Tag“ und „Nacht“, je zwei männliche und zwei weibliche Körper sich gegenüberliegend, so erweist man, welche Wucht in der Verwertung der Bewegungsmotive nackter Körper der Künstler erreicht hat und wie weit er über die Antike hinausging. Die gelöste Gliederlage der einen entspricht dem Entschlummern und dem Erwachen; die in sich verschränkten Gliedmassen drücken das Ruhen der Nacht und des Mittags aus. Höher aber als diese inhaltliche Bedeutung steht die Form, die so groß und monumental herausgebracht ist, die aber in sich einen unendlichen Reichtum von Motiven birgt, von Ueberschneidungen, Flächenkreuzungen und Kontrasten. Und doch wirken die Gestalten in sich klar und einheitlich und haben als Ganzes eine plastische Reliefwirkung. Der müde Mann, dem der Schlummer die Glieder löst, das Weib, das aus Träumen aufwacht, die „Nacht“ mit ihrem düsteren Pathos haben trotz aller Wucht jene befreite Schönheit, die nur das vollendete Werk erreicht. Es war etwas ganz Neues in der Plastik. Michelangelo gab mit diesen Werken sein Eigenstes. Sein persönliches Fühlen und Erleben hat er zu einer Kraft und Feinheit gesteigert, neben der die Antike blaß und akademisch anmuten könnte, und insofern hat man gesagt, bedeutet sein Schaffen den Anfang des Endes. Die Schrankenlosigkeit, die bei ihm berechtigt war, wurde zum Vorbild und es begann bald der Verfall, der die Subjektivität

immer mehr steigerte. Die Massen wurden nicht mehr zusammengehalten. Die große Form ging verloren, Ueberladenheit oder kleinliche Fülle, Zierlichkeit war die Folge, wie wir es in den folgenden Stilperioden sehen, im Barock und Rokoko, wo der Körper beinahe zum Ornament herabsank und alles Beherrschende der großen, einheitlichen Form aufgegeben wurde, während das kleinlich Momentane, das zufällig Individuelle alle Wucht der großen Erscheinung immer mehr zerplitterte.

Die weitere Entwicklung sei nur angedeutet. Sie knüpft unmittelbar an die Renaissance an, führt aber auf ein anderes Gebiet, zur Malerei.

Die italienischen Maler (Giorgione, Tizian) hatten den nackten menschlichen Körper zum Gegenstand des Studiums gemacht und die antike Dichtung lieferte in ihren mythologischen Stoffen dazu den Vorwand. Hier waren die Aufgaben andere. Die Farbe modelliert den Körper. Aber auch hier war es die Form, das Leben der Glieder, das Leuchten der Haut, das die Künstler reizte; ganz neue Aufgaben, die zu bewältigen waren.

Diese Aufgaben wurden von der deutschen Kunst übernommen. Die deutsche Renaissance lebte darin auf. Niemand hat so gründlich über die Proportionen des menschlichen Körpers nachgedacht und geschrieben wie Dürer. Viele andere Meister folgten ihm. Das Aktbild ist seitdem ein ständiges Motiv für die Künstler, an dem sie ihre Kraft, ihr Können versuchten.

Wenn man die Kunstgeschichte von da ab daraufhin betrachtet, finden wir bei jedem Meister solche Versuche. Und dies geht dann bis in alle Einzelheiten, bis in die verschiedensten Techniken. Ueberall, in den Zeichnungen, dem Holzschnitt, dem Kupferstich, begegnen uns diese Akte, die Zeugnis ablegen von dem Ringen um die menschliche Form, dem Bestreben, der Natur unbereingekommen ins Gesicht zu sehen.

Bis dann Rubens kam, der das Fleisch am blühendsten malte, und schließlich Rembrandt, der den menschlichen Körper wieder ganz anders benutzte, der nicht wie Dürer die genaue zeichnerische Form anstrebte, nicht die Verhältnisse zergliederte und wieder aufbaute, sondern dem der Körper ein Mittel war, Licht und Schatten darüber hinspielen zu lassen, der ihn in Dunkel taucht um helle Partien herausleuchten zu lassen, und aus diesem Wechsel von Hell und Dunkel neue Reize des Malerischen gewinnt, der selbst in den Zeichnungen, in der Linie, die bei ihm vibriert, diesen Licht- und Schattenwirkungen nachgeht.

Es lassen sich auch hier, in der Malerei, dieselben Entwicklungsstufen wie in der Plastik verfolgen. Die frühen Italiener (etwa Botticelli), die frühen Deutschen und Niederländer (etwa van Eyck) behandeln den menschlichen Körper noch steif, stillfieren ihn. Während die Späteren (Rubens und Tizian) die volle Illusion des Körperlichen geben.

Ebenso treten auch die Unterschiede in der Anschauung der verschiedenen Völker hervor. Die Italiener finden die schöne Form, die Deutschen den Charakter und demzufolge auch das Häßliche. Wenn man auf der einen Seite Tizian, auf der anderen Rembrandt und Dürer verfolgt, wird man die Verschiedenheit der künstlerischen Tendenzen begreifen.



Der Hermes des Praxiteles.

Ehe der Plastik wieder neue Anregungen zugeführt wurden, mußten wieder Jahrhunderte vergehen. Und da ist es Meunier, der eine neue Welt entdeckte. Von ihm ist an dieser Stelle schon häufig geredet worden; es genügt also die Sinentung. Sein großes Verdienst besteht darin, daß er die inhaltlichen Möglichkeiten bereicherte, daß er ein ganz neues Stoffgebiet entdeckte: den arbeitenden Menschen. Dieses Motiv hat es bis dahin nicht gegeben. Die Antike gab den ruhenden Menschen. Michelangelo besetzte diesen Komplex. Meunier zeigte, daß auch die Arbeit, die bis dahin höchstens im Genre, in der anekdotenhaften Verwendung erschien, einer monumentalen Steigerung ins Heroische fähig war. Formal knüpfte er wieder an die Antike an. Seine in Ruhe stehenden Arbeiter sind ins Moderne gewandelte, antike Statuen. Neben ihm steht der französische Bildhauer Rodin, der die formale Erneuerung brachte.

Er ist der ins moderne gesteigerte Michelangelo. Seine Plastiken haben die innerlich gesteigerte, seelische Kraft, die über Michel-

angelo noch hinausgeht. Zugleich hat er einen Reichtum neuer Bewegungen, der in eine ganz neue Welt hineinführt. Was Michelangelo seinerzeit war, mit dieser ins Monumentale ge-

Die Plastik der Antike und die Plastik und Malerei der Renaissance sind die unverlierbaren Güter, die die Entwicklung der Kunst geschenkt hat. Beide erhärten den Satz, daß der Mensch das Maß aller Dinge ist, auch auf künstlerischem Gebiet. In dem Maß, wie der Sinn für den Körper, seine Verhältnisse, seinen Ausdruck, seine Schönheit, seinen Charakter verloren geht, verliert sich die Kunst, und sie verliert den Boden. Sie fällt der Phrase anheim und der Nachahmung. Der menschliche Körper ist für den Künstler der Ausgangs- und Endpunkt alles Schaffens und Vernuens. Allgroßen Epochen der Kunstgeschichte lehren das. Dem Künstler wie dem Laien werden hier, angesichts dessen, was ist und bleibt, angesichts des Körperlichen, die Augen geöffnet, und er lernt, die Dinge auf ihren formalen Gehalt hin zu prüfen; das Leben der Dinge eröffnet sich ihm. Und wenn es sich herausstellen sollte, daß der Laie manchmal nicht fähig ist,

diese Schönheit zu begreifen, so muß die Erziehung dahin gehen, ihm das begreiflich zu machen, nicht aber ihn dafür blind zu machen.



Rembrandt: Susanna im Bade.

steigerten Intensität, das erstrebt Rodin mit der formalen Energie, die dem Franzosen eigen ist.



Botticelli: Frühling.

und ihn durch diese Stellungnahme auf Beziehungen zu verweisen, die außerhalb des künstlerischen liegen. Die Griechen und die Italiener hatten deshalb große, für alle Zeiten vorbildliche Kunst, weil sie dieses Natürliche unbefangene und groß sahen.

Dieserjenigen, die sich als Hüter der öffentlichen Sittlichkeit gebärden, indem sie das Nackte in der Kunst als peinlich und anstößig empfinden, bedürfen selbst erst der Erziehung. Sie verschließen den Quell der Kunst und sind barbarischer als die Leute des Mittelalters. Unfähig, die Schönheit zu empfinden, sehen sie nur das Inhaltliche und denken, indem sie von sich aus auf andere schließen, es gäbe hier nur sexuelle und erotische Hindentungen. Wie weit wir darin schon gekommen sind, ersieht man aus der Tatsache, daß selbst anerkannte Meisterwerke auf den Index gesetzt worden sind. Damit werden diese Werke nicht zerstört; nur die Zeit, die sich soweit erniedrigt, brandmarkt sich selbst. Und unsere Zeit, die sich so aufgeklärt vorfindet, erscheint in einem eigentümlichen Licht, wenn man bedenkt, daß die Kirche selbst jahrhundertlang die Schutzpatronin dieser Kunst war, die jetzt von den Sittlichkeits-schnüfflern an den Pranger gestellt werden soll. Unsere Zeit ist also reaktionärer als die katholische Kirche des Mittelalters, die es duldete, daß diese Werke den Altar und den Kirchenraum schmückten.

Wenn oben gesagt wurde, daß bei dieser Stellungnahme zu dem eigentlichen Problem der bildenden Kunst diese selbst stirbt und der Phrase und der Nachahmung verfällt, so wird in unserer Zeit auch hierzu das dokumentarische Seitenstück geliefert. Einmal in der offiziellen Kunst unserer Tage, die sich in Phrase und Bombast verliert. Und dann in der akademischen Kunst unserer Tage, die jeden natürlichen Kontakt mit dem Leben verloren hat und sich abmüht, schon tausendmal Gesagtes noch einmal sagen zu wollen, zu malen, wie man in der Renaissance malte, zu meißeln, wie man in der Antike meißelte. Was dabei herauskommt, sind blutlose Schemen, die niemandem Freude machen, weil eben das fehlt, was der Kunst erst Leben verleiht, das Echte, Ursprüngliche.

Glücklicherweise aber beginnt in unserer Zeit eine neue Entwicklung, eine neue Kunst, die bemüht ist, ihre eigene Sprache zu reden. Sie hat zu kämpfen gegen die Schnüffler und Muder und führt diesen Kampf mit frischen Kräften durch. Diese gilt es zu unterstützen, von ihr zu lernen. Es ist die moderne Kunst, die „Kunststeinkunst“. Und vor dieser jungen, neuen Kunst verschwinden diese pedantischen Mörgler wie Nachtgespenster vor dem anbrechenden Tag. —

2*

Robert Schweichel im schweizerischen Exil.

Von Ernst Kreowski.

(Schluß.)

„Freund Raymond bewillkommnete mich“, sagt Schweichel, „hier aufs herzlichste. Er war noch ganz der alte: liebenswürdig, lebhaft, treuherzig und hilfsbereit.“ Ihm hatte Schweichel es denn auch zu danken, daß er schon acht Tage später an einem Pensionat für halbwüchsige Knaben als Lehrer der deutschen Sprache angestellt wurde. „Es war auch“, gesteht er sich launig, „hohe Zeit, wie es mich die abgemagerte Gestalt meines Geldbeutels lehrte“ . . .

Inzwischen hatte er in dem Café am Grand Pont, in welchem das literarische Lausanne die Tagesblätter zu lesen pflegte, die Bekanntschaft eines Professors der deutschen Sprache und Literatur an der Akademie, namens Neßler, gemacht. Er war Elßässer, übrigens ein alter Graukopf, der in seinem ganzen Wesen den

sprachwörtlichen Gelehrten verriet. Beide Männer traten sich in kurzer Zeit näher; die deutsche Literatur schlug die Brücke zwischen ihnen. So erfuhr Schweichel denn von ihm, daß er neben seiner akademischen Lehrtätigkeit mit einem deutschen Schweizer eine Erziehungsanstalt leitete, deren Zweck es war, den Böglingen vor ihrem Uebertritt ins praktische Leben die letzte Zusage zu geben. Mit dieser Ecole pratique stand ein Pensionat für auswärtige Schüler in Verbindung, welches ausschließlich unter Leitung des Professors stand, während sein Kollege Lehrer an der städtischen Mittelschule war. Eines Tages trat Neßler mit einem überraschenden Vorschlag an Schweichel heran. Dieser sollte das Lehrfach für Handelsgeschichte und kaufmännische Korrespondenz in der Ecole pratique übernehmen und dafür als Entgelt — Unterricht im Englischen erhalten. Schweichel lachte anfangs; schließlich willigte er doch ein und fuhr eines Sonnabends mit William Raymond seeüber nach Genf, um sich dort in der deutschen Buchhandlung die nötigen Leitfäden für den von ihm verlangten Unterricht anzuschaffen. Diese Buchhandlung gehörte damals dem „blutroten Demokraten“ August Braß aus Berlin, der dort ein Bündchen revolutionärer Gedichte veröffentlicht hatte und 1849 nach seiner Teilnahme am Badischen Aufstande mit den Freischärfern in die Schweiz geflüchtet war. Zwei Verse aus diesen Gedichten waren in aller Munde, und sie verfolgten Braß bis in den Tod:

„Wir färben rot, wir färben gut,
Wir färben mit Tyrannenblut.“

Durch Raymond, der mit Braß in Geschäftsverbindung stand, wurde Schweichel mit dem fürchterlichen Manne bekannt, dessen wohlbeleibte Gestalt freilich ein weit zahleres Geblüthe verriet, als das mit Tyrannenblut zu färben. Jedenfalls war er ein geistreicher Mann.

So trat denn Schweichel zugleich als Lehrer und Schüler in die Ecole pratique ein. Seine Lehrerfolge scheinen ihm nicht allzuviel Interesse abgewonnen zu haben. Dafür aber lernte er tüchtig Englisch, obwohl in etwas französischer Aussprache, denn der Lehrer war ein Pariser vom Scheitel bis zur Zehe. Die Privat-schüler jedoch, auf deren Honorar Schweichel als Ersatz gehofft hatte, blieben gänzlich aus, weshalb er scharf zur Feder greifen mußte. Mitten hinein, im Frühling, machte ihm Professor Neßler aber einen neuen Vorschlag. Des Schulmeisters gründlich müde, wollte er aus der Ecole pratique ganz ausscheiden. Anstatt seiner sollte nun Schweichel, im Einverständnis des Mitdirektors, in die Direktion eintreten und das Pensionat übernehmen. Für Schweichel bestand keinerlei Zweifel, daß er sich mit einem Schläge eine sichere Lebensstellung gewann, wenn sich das Projekt verwirklichen ließ. Aber er war nicht verheiratet! Und woher die Mittel nehmen, um Neßler das Inventar des Pensionats bezahlen zu können? Wohl spann das Herz in der Stille Fäden nach der Heimat zurück — hatte der Gedanke doch schwer auf Schweichel gelastet, daß die Ueberfiedelung nach der Schweiz ihm die Entsagung der höchsten Krone des Lebens sei! Jetzt aber ermutigten ihn neue Hoffnungen, und flugs fragte er bei seinem besten Freund in Königsberg an, ob er einen Weg wüßte, auf welchem das Geld läge, das Neßler für sein Pensionat forderte. Dieses sollte am 1. Oktober 1855 übernommen und dabei die erste Hälfte des Kaufpreises erlegt werden. Wider Erwarten ging alles gut; denn der Freund wußte einen solchen Weg, und er beschritt den kürzesten dazu, indem er wieder mit einem seiner Freunde sich verband, um Schweichel die erforderliche Summe zu leihen. Just an seinem Geburtstage (12. Juli) traf dann die in begreiflicher Aufregung erwartete Antwort seiner Braut ein: — so durfte er sie

von nun an nennen. Sie erklärte sich bereit, ihm in die Schweiz zu folgen! Es herrschte gerade an diesem Geburtstage ein ausserwählt schlechtes Wetter: es regnete seit dem frühen Morgen ununterbrochen, und zwar „Windfäden“, wie man zu sagen pflegt. Trotzdem warf Schweichel sofort seinen Stadtmantel um — denn einen Regenschirm besaß er nicht! — und eilte zu Neßler, dessen Pensionat vor der Stadt in einem schmalen reizenden Tale lag, und brachte den Kaufvertrag mit ihm ins Meine. Bereits am 15. September reiste er zu seiner Verheiratung nach Königsberg. Auf der Rückfahrt wurde er in Berlin am Bahnhof verhaftet und ausgewiesen. Noch am selben Tage mußte er die Stadt unter der Androhung einer empfindlichen Strafe im Falle seiner Wiederkehr verlassen. . . .

Nun begann eine vom Blitze sonniger Häuslichkeit durchwärmte Zeit unermüdeten frohen Wirkens und Schaffens. Dem Frieden und der Freiheit in diesem herrlichen Lande so ganz hingegeben — was blieb stößlicheres noch zu wünschen! Nebstbei wurde die ganze französische Schweiz durchstreift und tüchtig Umschau beim Volke gehalten; denn der Novellist hatte sich aufgetan und entfaltet seine kernige, schönheitdurchleuchtete Schöpferkraft. Darunter litt jedoch der demokratische Geist keinerlei Beschränkung. Im Gegenteil: er schlug feste Wurzel in die Tiefe, je weniger für Schweichel, den Fremdling, die Möglichkeit vorhanden schien, um an den politischen Vorgängen in der Schweiz aktiven Anteil nehmen zu dürfen. Es war doch immerhin eine taktvolle Zurückhaltung geboten, weil man nicht voraussehen konnte, wie die bundesrätliche Windrichtung sich plötzlich wenden mochte.

Der bis 1848 noch immer von einem Fürsten regierte eidgenössische Kanton Neuenburg war neuerdings als Zankapfel zwischen der Schweiz und Preußen aufgeworfen worden. Die Gefahr, daß es zu einem kriegerischen Konflikt kommen könnte, lag niemals näher, als um die Mitte der fünfziger Jahre. In solchem Falle würden natürlich alle preussischen Emigranten ausgewiesen worden sein. Die Reaktion sah ja nicht bloß in Deutschland wieder am Steuer. Eines Hauches von ihr war auch in der Schweiz und besonders im Neuenburgischen zu verspüren. Hier erreichten die Bestrebungen der preussischen Royalisten gerade im Spätsommer des Jahres 1856 ihren Höhepunkt. Schweichel ist gewissermaßen Augen- und Ohrenzeuge von der Wirkung jener Händel auf das republikanische Schweizervolk gewesen. Er berichtet da über manche Beobachtung, die er zuvor auf seinen Wanderungen in dem genannten Kanton über die reaktionäre Strömung der Preußenpartei sowohl, als auch später über die demokratische Gegenstimmung gemacht hatte.

„Es war“ — schreibt er „im Spätsommer des Jahres 1856, und in Lausanne, wo ich wohnte, fand das eidgenössische Schützenfest statt. Nach den schweren, im Sonderbundkriege gipfelnden Kämpfen, unter denen die Schweiz aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat sich umgestaltet hatte, und nach einer Reihe von Putzchen der Reaktion in verschiedenen Kantonen, schien eine Zeit der politischen Ruhe gekommen. Alles gab sich einer sorgenlosen Fröhlichkeit hin. Ich war am Vormittage des 3. September nach dem Festplatze, dem Champ de l'air gegangen, von dem man einen der köstlichsten Blicke genießt, im Norden auf die grünen Höhen des Mont Jorat, gen Westen auf den lang sich hinziehenden Jura, gen Süden auf die tiefer liegende Hügelstadt mit ihrem alten Schlosse und der schönen gotischen Kathedrale, auf den tiefblauen Genfersee und die jenseits zum Himmel ragenden Alpen der Waadt und Savoyens. Es fiel mir auf, daß am Stande die Büchsen nicht so lebhaft krachten wie sonst; um

so lebhafter ging es vor der mit Laubgewinden, Wappenschildern und unzähligen Fahnen geschmückten Festhalle und in dieser selbst zu. In allen Gruppen wurde eifrig gesprochen; die Mienen waren erregt, ernst, drohend. Ein Vertreter, den ich traf, rief mir die Frage entgegen: „Nun, was sagen Sie dazu?“ Da ich nicht wusste, wozu ich etwas sagen sollte, fügte er hinzu: „In Neuchâtel ist der Teufel los!“ Gewissens über das, was der Telegraph von dort gemeldet haben sollte, wusste jedoch niemand; die beiden Lausanner Zeitungen erschienen erst am späten Nachmittage, und Extrablätter waren damals noch nicht im Schwange.

Plötzlich hieß es: „Da ist Herr Delaragay!“ Die große hagere Gestalt des Präsidenten des Waadtlandes hatte die Rednerbühne in der Festhalle betreten. Unter lautloser Stille, die seine kräftige, etwas hohe Stimme auch denen, welche die offene Halle von außen umdrängten, vernehmbar machte, berichtete er, daß in dem kleinen Neuenburg die Royalisten einen Aufstand gemacht hätten. Der Oberstleutnant von Menron habe in der letzten Nacht das Schloß der Stadt Neuenburg überfallen und die Mitglieder der Regierung gefangen genommen, gleichzeitig Graf Pourtalès-Steiger, zum „königlichen Oberbefehlshaber“ ernannt, von dem Dorfe La Sagne aus, dem Hauptquartier der Reaktion in einem öden Tal des Jura, auf Loche marschiert sei, dasselbe erobert und das „Fürstentum“ Neuchâtel in Belagerungszustand erklärt habe. Die Regierungen Berns und der Waadt hätten bereits Truppen aufgebieten, um nöthigenfalls die republikanische Partei zu unterstützen. Dieser letzten Mitteilung folgte eine donnernde Zustimmung, in die sich vielfach die Rufe mischten: „Nieder mit den Royalisten!“ — „Es lebe die Republik!“

Die Siegesfreude der Royalisten war von kurzer Dauer. Noch selbigen Tages griffen im ganzen Kanton die Republikaner zu den Waffen, verjagten den Grafen Pourtalès mit seinen Bayern aus Loche, besetzten La Sagne und schlossen das Stadtschloß von Neuenburg ein, dessen Besatzung sich um Witternacht verzagt ergab. Der royalistische Spieß hatte gerade vier- undzwanzig Stunden gedauert. Unter den zahlreichen Gefangenen befanden sich auch der Oberstleutnant von Menron, welcher zu fliehen versucht hatte, und der Graf Pourtalès-Steiger, der verwundet war. Der Bundesrat beschloß, den Urheber des Putsches den Prozeß zu machen, und der eidgenössische Untersuchungsrichter begab sich nach Neuenburg.

Diese rasch aufeinander folgenden Ereignisse fanden auf dem Schützenplatz von Lausanne ihren begleitenden Chor und ihren Richter. Dort schlug damals das Herz der Schweiz. Die Rednerbühne der Festhalle wurde gleichsam in Permanenz erklärt. Von ihr herab erfuhr man stets das Neueste, und von Mittag an bis tief in die Nacht hinein wurden auf ihr die Geschehnisse debattiert, nicht selten auch ein patriotischer Gesang angestimmt, in den die nach Tausenden zählende Menge innen und draußen begeistert einfiel. Die Aufregung vertiefte sich, und selbst das scharfe Schießen am Stande schien um höhere Preise als diejenigen zu geben, welche in dem Gabentempel lockten. Denn mit weich

brausendem Jubel auch der rasche Sieg der Republikaner in den Nachbarantonen begrüßt worden: niemand verhehlt sich, daß die Sache nicht abgetan. Mehr als ein Redner von politischer Bedeutung wies auf die Verwickelungen und Gefahren hin, welche der Eidgenossenschaft daraus erwachsen könnten. Die Möglichkeit eines Krieges mit Preußen fiel allerdings niemand ein; der Gedanke erschien zu ungeheuerlich; selbst als es bekannt wurde, daß der preussische Gesandte von Sydow die Einstellung des Hochverratsprozesses und sofortige Entlassung der Gefangenen verlangte, der Bundesrat aber jede Einmischung in die schweizerischen Angelegenheiten entschieden zurückgewiesen hätte. Zur Nachgiebigkeit rief niemand. Im Gegenteil, die Antwort des Präsidenten fand ein lautes Echo in der ganzen Schweiz.

Damit schloß das Schützenfest, dessen letzter Abend lebhaft an die Verbrüderung der Eidgenossen auf dem Mülli erinnerte.

Diese Stimmung hielt auch an. Nicht nur, daß die Schweiz trotzdem Oesterreich und Rußland die Forderung Preußens unterstülzte — sich beharrlich weigerte, die Gefangenen, die bereits bis auf 28 aus der Haft entlassen waren, bedingungslos freizugeben: man ließ sich auch weder durch kriegerische Drohungen noch durch die Abreise des preussischen Gesandten von Bern einschüchtern. Ja, selbst die ausländische Presse der Reaktion verfehlte mit ihrer verleumderischen Hebe vollständig jedwede Wirkung auf die Schweiz. Im Gegenteil erweckte sie einen zornigen Mut, und die Gerüchte von preussischen Märschen und von Verträgen, welche den Truppen den Durchzug durch Württemberg und Baden gewähren sollten, hatten nur die Folge, daß die Schweiz sogleich zwei Divisionen nach Basel und Schaffhausen schickte, um die Nordgrenze gegen einen derartigen Ueberfall zu decken. Die Bundesversammlung aber bewilligte noch in den letzten Tagen des Jahres einen unbeschränkten Kredit für die Kriegsbereitschaft und ernannte den alten General Dufour zum Oberbefehlshaber. Schweichel kennzeichnet dann den in der ganzen Schweiz auflohernden Patriotismus. „Die politischen Parteien und Konfessionen vergaßen ihren Hader und wetteiferten in Opferfreudigkeit. Die kantonsregierungen überboten einander in Kreditbewilligungen, die Schweizer im Auslande schickten bedeutende Geldsammlungen und mancher Veteran gab seine Stellung in der Fremde auf, um unter dem weißen Kreuz im roten Felde das Vaterland zu verteidigen. Die Studierenden, die Sängers- und Turnervereine bildeten Freischaren und übten sich fleißig in Waffen, die Mädchen und Frauen zupfeten Charpie und fertigten Verbandszeug an. Lausanne bekam eine kriegerische Physiognomie, Truppen aus den Ortschaften am See und aus den Alpendörfern aus Wallis und Genève marschierten mit kurzen Unterbrechungen durch die Stadt, von den Einwohnern reichlich erquid, und die Häuser wurden nicht leer von Einquartierungen, die wie liebe Freunde empfangen und gepflegt wurden. Es waren kernige Leute, und besonders die Artilleristen mit ihren Gebirgs-

geschützen ein stattliches Corps. Ich fand und nahm Gelegenheit, mich mit manchem von ihnen zu unterhalten. Ihre Stimmung war voll fester Zuversicht auf ihre Sache, über die alle gut unterrichtet waren, auf ihren Oberbefehlshaber, der sie bereits im Sonderbunds-kriege geführt hatte, und nicht minder auf ihre eigene Kraft, Gewandtheit und Schießkunst. Von der preussischen Armee hatten sie, offen gestanden, keine sonderlich hohe Meinung . . .“

Schweichel fährt dann fort: „Zoll ich von meiner eigenen Stimmung in jenen Tagen reden, so war sie eine bittere. Ich liebte die Freiheit, hatte an ihrem Herd die gastlichste Aufnahme gefunden und konnte doch nicht vergessen, daß, wenn es zum Kriege kam, Tausende und Tausende meiner Landsleute um einer tauben Ruff willen ihr Leben würden lassen müssen. Daß in diesem Falle sämmtliche Preußen, und ihre Zahl war nicht gering, aus der Schweiz ausgewiesen werden würden, sei nebenbei bemerkt . . .“

Nun, es kam nicht zum Kriege. Als die Krisis ihren Höhepunkt erreicht hatte, legte sich Napoleon als Friedensvermittler zwischen der Schweiz und Preußen ein. Friedrich Wilhelm IV. verzichtete gegen eine Million Frank auf Neuenburg und später sogar auf diese Summe und den Titel eines „Fürsten von Neuenburg“.

Schweichel hat sonst niemals Gelegenheit genommen, öffentlich hervorzutreten — ausgenommen bei der Schiller-Feier am 10. November 1859. Dies kosmopolitische Fest im Lausanner Theater, welches damals Deutsche, Franzosen, Waadtländer, Italiener und Engländer brüderlich vereinte, galt eben, wie Schweichel ein Vierteljahrhundert später an anderer Stelle bemerkte, nicht dem unsterblichen Dichter allein. Es war ein Protest der durch Schiller errungenen und repräsentierten Geistesfreiheit gegen die politische Unfreiheit, welche noch die Völker gebunden hielt. Diefem Gedanken gab auch ein Gedicht, das Schweichel beim Bankett unter brausenden Stundgebungen vortrug, einen stammenden Ausdruck.

Im übrigen trat zu seiner Lehrtätigkeit an der Mittelschule, an College und Akademie auch noch seine redaktionelle Mitarbeit an der „Genèver Grenzpost“, die August Brach herausgab. Diese Beziehungen sollten noch zu einer ganz neuen Wendung im Leben Schweichels führen. Brach hatte 1861 in Berlin die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, ein Wochenblatt mit angeblich demokratisch-großdeutscher Tendenz, gegründet. Als er dann Schweichel die redaktionelle Mitarbeit anbot, zögerte dieser nicht lange, anzunehmen und siedelte, amnestiert, im September nach Berlin über.

Die Erilzeit mit allen ihren zuweilen bitteren Existenzorgen und Nöten hatte Schweichel nicht in einen Abtrünnigen zu verwandeln vermocht. Stamm fühlte er den deutschen Boden unter seinen Füßen, so hielt er zur Sache des kämpfenden Proletariats, des Sozialismus. Sein Grundsatz war: „Sei wahr und bleibe dir selbst treu! Die Wahrheit ist sittlich und nur das Sittliche schön.“ So ist er allezeit durchs Leben gewandelt; so ist er gestorben; und so bleibt er uns im Gedächtnis.

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung.)

Als der alte Wendel nach Hause kam, wie gewöhnlich schwer betrunken und kampflustig, fiel seine Frau über ihn mit Vorwürfen und Schimpfworten her und brachte ihm stückweise alle die unangenehmen Nachrichten bei, die sie erfahren hatte. Jetzt könnten sie Betteln gehen, keifte sie.

„Ned net so blöd!“ knurrte er sie mit der sorglosen Gleichgültigkeit der Vollgetrunkenen an, „am End bin ich schuld, daß wir eine Tochter haben, die kein Schamgefühl hat! . . . Von mir hat s' das net. Ich hab eine Religion und bin wer. Gott sei Dank, ich bin wer. Und ein jeder in der Gassen und in der ganzen

Wienerstadt und in ganz Oesterreich hat eine Achtung vor mir und weiß, daß ich der Gemeinderat — verstehst, der Gemeinderat! — Sebastian Jakob Wendel bin, der was für die Heiligkeit der Ehe — sich — verstehst? — man weiß, wer ich bin. . . . No alsdann, was redst also so blöd daher, ha?“

„Weil, wenn Du net immer 'trieben hättst, ich soll ' verheiraten, weil er ein reicher Mann is und uns was geben wird, hält ich dem armen Kind net zug'red'." Die Tränen kamen ihr in die Augen, und ihr weiches, empfindsames Herz machte sich in beständigem Schluchzen Luft, „hättst g'arbeit wie ein jeder ausländige Familienvater, dann hätt mer unser gutes Kind net verkaufen müssen, und heut," rief sie tief aufseufzend in häßlichem Ton, „heut könnst ' die Frau von Bunder sein, das arme Kind —“

Er richtete seinen stieren, ausdruckslosen Blick auf sie. „Was sagst'?"

„Bist taub? Die Frau von Bunder könnst ' sein, wenn ' durch Dich net unglücklich worden wär, Du Lump, Du!"

Er war jetzt gar nicht empfindlich. Das stumm sank ihm auf die Brust, und die matten, glanzlosen Augen waren trampfhaft auf den Boden gerichtet, als suchten sie dort etwas zu finden.

„Und das Leben, das wir jetzt führen könnten," malte Frau Wendel weiter aus, „so viel Geld, wie der hat, der Herr Bunder! Da is der Greifeneder gar nix dagegen. Ja, wenn eins Wech hat!"

Am nächsten Tage erzählte Greifeneder bei Holzmanns, daß seine Frau ihm durchgegangen sei, plötzlich auf und davon, und daß er sich jetzt mochten sie sagen was sie wollten, unwiderruflich von ihr scheiden lassen werde. Er war sehr erstaunt, als die Tante ihm mit leidenschaftlichem Eifer recht gab. Eine Frau, die so wenig Schamgefühl besitze, daß sie sich Liebhaber halte und ihrem Manne davonlaufe, verdiene keine Schonung. Einer solchen gemeinen Person müsse man den Laufpaß geben. Gleich solle er zum Advokaten gehen und die Scheidungsklage überreichen lassen.

Vorkünftig wußte er noch nicht, wo er die Flüchtige suchen sollte. Er dachte schon daran, sie mit Hilfe der Polizei ansfindig zu machen. Doch als er mittags nach Hause kam, erwies sich diese Absicht als überflüssig. Das Dienstmädchen erzählte ihm sehr weitschweifig, und mit vielen gegen die Gnädige gerichteten Ausfällen, daß vormittags ein Mann dagewesen sei, mit dem Auftrag von „dieser Gnädigen", ihm die Nähmaschine, die ihr Eigentum wäre, auszufolgen.

„Ach hab ihm ' net 'geben," sagte sie, „ich hab ihm g'sagt, ohne Wissen von mein gnä Herr'n geb ich nix her, er soll nachmittag wiederkommen, ich werd erst fragen, hab ich ihm g'sagt. . . . No ja." fügte sie, stolz auf die treue Wahrung der Interesse ihres Herrn, hinzu, „man kann ja net wissen. So eine — entschuldigen schon, gnä Herr — is ja alles imstand. Wenn eine so ein jeschen und guten Herrn davonläuft, dann hat ' gar kein Charakter net, dann is ihr alles zuzutrauen. . . . No ja, hab ich net recht, gnä Herr?"

Er war gerührt über diese Anhänglichkeit. Und als das Mädchen ihm beim Auftragen des Mittagessens „guten Appetit!" wünschte und mit schelmischem Lächeln Trost zusprach, fand er, daß sie ein hübsches, liebes Geschöpf sei und für ihre hingebende Aufmerksamkeit einige freundliche Worte verdiene. . . . Beim Niederstellen der Weinflasche kam sie knapp in seine Nähe und streifte ganz zufällig seine Wange mit ihrem nackten, rosigen Arm. Sie mußte sich so weit vorbeugen, daß sie das Gleichgewicht verlor und gewiß den Tisch umgeworfen hätte, wenn es ihm nicht rechtzeitig geglückt wäre, sie bei der Hand zu ergreifen.

Leicht errötend stammelte sie eine Entschuldigung. Das machte gar nichts, bemerkte er wohlwollend und fragte sie, ihre Hand noch immer festhaltend, über ihr Leben aus, wo sie her sei und ob es ihr bei ihm gefalle.

„Zehr gut," sagte sie, verächtlich zu Boden blickend, aber erst, seit „diese Gnädige" weg sei.

Der gnä Herr sei so lieb und freundlich, da müsse es einem ja gefallen, aber „die da" sei so furchtbar feilhaft und boshaft gewesen, und es wäre auch nicht mehr schön gewesen, wie sie dem gnä Herrn das Leben verbittert habe.

„Sehen S', gnä Herr, das wär ich net imstand," sagte sie tiefergriffen, „denn ich hab Gott sei Dank ein W'iß!"

Die Folge davon war, daß Greifeneders Hand sich immer fester um den Arm des treuen, gefühlvollen Mädchens presste, bis diese selbst, dem sanften Zuge des „gnä Herr'n" folgend, auf seinen Schoß zu sitzen kam, ihm schämig errötend zulächelte und zum Schluß, es willig geschehen ließ, daß seine brennend heißen Lippen die ihren suchten und sehr bald fanden. . . .



Rote Rosen.

Auf dem Hof der hohen Mletzkaserne
Liegt ein Gärtchen dicht am Mauerrande.
Bunte Kressen, rote Nelkensterne
Blühen dort auf dunkelbraunem Sande,

Und aus dieser duft'gen Blütenfülle
Reckt ein Rosenstrauch sich in die Lüfte;
Seiner Krone grüne Blätterhülle
Wiegt sich in dem Hauche wärz'ger Düste.

Wenn des Sommerwindes weiches Rosen
Ihn umspielt in leisem Flüsterreigen,
Dann erglüh'n seine roten Rosen
Leuchtend in den grünbelaubten Zweigen.

Auf dem Plätzchen, wo die Blumen stehen
Schlug elust eines Jünglings Todesstunde.
Von der Arbeit auf des Daches Höhen
Riß ein Fehltritt jählings ihn zu Grunde.

Blut'ge Rosen auf den fahlen Lippen
Haben sie ihn still hinfortgetragen. —
Junges Leben, an des Todes Klippen
Biel zu früh geborsten und zer schlagen!

Und dort wo sein Leben ging zu Ende,
Wo der Tod sich schweigend zu ihm kehrte
Pflanzten grobe, harte Männerhände
Jenes Rosenstößlein in die Erde.

Und des Hauses Mädchen und die Buben
Schufen still die kleinen Blumenreihen.
Was erblüht in ihren dumpfen Stuben
Wollten sie dem toten Bruder weihen.

Und im Sommer, wenn in sanftem Reigen
Linde Lüfte weh'n mit weichem Rosen,
Grüßen aus den grünen Blätterzweigen
Nellkenglut und leuchtend rote Rosen.

Gustav Weber.



Als der fremde Mann nachmittags wiederkam, durfte er die Nähmaschine mitnehmen, und man erfuhr von ihm Mejis Aufenthaltsort.

Nun war die Scheidung im Gange. Greifeneder fand das Leben, das er jetzt führte, so herrlich und angenehm, daß er es gar nicht erwarten konnte, von Meji so rasch als möglich befreit zu werden, ehe sie sich's vielleicht wieder überlegte. Er fürchtete, sie könnte eines Tages doch wiederkommen und sein behagliches Zujammenleben mit der freundlichen, unsichtigen Marie stören.

Der Sachverhalt war klar und einleuchtend. Meji leugnete nicht ihre Schuld und gab ganz freimütig zu, daß sie ihren Mann „böswillig verlassen" hatte, wie es im Gerichtsdeutsch hieß. Sie nahm gern auch diese Schande auf sich, um nur frei zu werden.

Als sie eines Tages aus dem Geschäft, in dem sie ihre Bestellung abgeliefert hatte, nach Hause kam, lief ihr Toni ganz aufgeregt mit geröteten Wangen entgegen.

„Er is dag'wesen!" rief sie Meji zu.

Meji erschrak. „Wer, mein Mann?"

„Aber nein!" sagte Toni mit überlegenen Lächeln. „Den hätt ich ja gleich expediert. No, der soll mir nur kommen, dem tät ich's ordentlich abzahlen, was er mich und die gnä Frau sekkiez hat, der z'widre Mensch, der! . . . Nein, der Herr Bunder war's."

Dunkle Röte schoß in Mejis Wangen. Tonem verfiel ihr. „Er —" stammelte sie halb freudig und halb verlegen, „wenn er wiederkommt — woher weiß er denn, wo ich wohn?"

„Die Eltern haben's ihm g'sagt. Und u möchten auch gern, daß die gnä Frau wieder zu ihnen zieht. 's schad, gnä Frau. Ach be so eine Freud, daß die gnä Frau da is. . . . Und er wird wiederkommen, hat er g'sagt."

„Nein, nein, um Gottes willen nicht!" rief Meji angstverfört. „Wenn er kommt, Toni, sagen S' ihm, Toni, daß ich wieder net zu Hans bin — verleben S'?"

Toni nickte lächelnd. „Werden scho machen gnä Frau. Aber ziehen S' net zu die Eltern gnä Frau! Denn erstens hätt'n S' dort kein ruhigs Leben net, a jedes im Hans, die Wondraschek, die Thomas und überhaupt die Frauenzimmer lät'n um Ihnen alleweil herumspionieren, und hier hat's die gnä Frau so schön und so ruhig, stört Ihnen ja kein Mensch net. Mein Mann, wenn er nach Hans kommt, is froh, wenn er ruhig sitzt und sein Pfeiserl raucht. Und Numero zwei — haben sich Ihre Eltern gar net schön gegen Ihnen benommen, gar net schön. Zeh't net, daß sie Ihnen so davong'jaagt haben und vor zwei Jahren schon gar net."

„Was hat Ihnen denn damals an meinen Eltern nicht gefallen?" fragte Meji tonlos mit wehmütigem Lächeln.

„No, erlauben S' mir, gnä Frau, da fragen S' noch? Ach hab's damals der jungen Hausfrau g'sagt, die Fräul'n Meji nimmt ihn g'wis nicht gern, hab ich ihr g'sagt, und die Greisenlerischen reden ihr zu, weil er ein Geld hat, und sie hat g'wis den Bunder gern, hab ich ihr g'sagt. „Werden S' sehen, Frau Bollinger," hab ich ihr g'sagt, „das wird kein gutes End net nehmen," hab ich ihr g'sagt. . . . No, was jagen S' jetzt, gnä Frau? Hab ich net recht?"

Meji nickte stumm vor sich hin. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Voll wehmütigen Meides betrachtete sie Toni, das ehemalige Dienstmädchen, das, so blaß, häßlich und mager, das Gespötte sämtlicher Hausbewohner erregt hatte, besonders, als ihre Liebhaft mit dem jungen Burichen ruckbar geworden war, und die heute eine glückliche junge Frau war.

Wie gut die es hatte, dachte Meji. Ein Jahr hatte sie mit dem Vater ihres Kindes zusammengelebt, wohl ohne kirchlichen Segen, doch in treuer Gemeinschaft. Sie liebte ihn mit der warmen Hingebung des Mutter gewordenen Weibes, und er, der junge Burische, über den sich alle lustig gemacht hatten, hing an ihr mit der Anhänglichkeit des braven Menschen, der in der Mutter seines Kindes die natürliche Lebensgefährtin achtet.

Am nächsten Tage — es war ein Sonntag — kam die Mutter, verweint und mit sorgenvollem Gesicht. Die Scheidung nehme einen schlimmen Verlauf, sagte sie mit kaum unterdrücktem Zorn. Nichts wolle er ihnen geben, und bei Gericht dürste er Recht behalten, weil sie eigenmächtig sein Haus verlassen habe. Nun ständen sie da. Sie solle sich doch auch einen Advokaten nehmen und ihre Ansprüche stellen. Dieser gemeine Mensch, der Greifeneder, dürste nicht so billig davonkommen. (Fortsetzung folgt.)